

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Deutsches Theater	228
Wissensbildung. Von Karl Jentsch	240
Die Judenfrage. Von Oskar Schmitz	243

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Österreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigen-Annahme der Weichenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10 899 u. 10 810.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,
Gegr. 1875. **BERLIN C. 19, Petriplatz 4,** Gegr. 1875.
an der Tiergärtnerei
vermitteln den Kauf aller Werte,
die durch die neue Verbindung **Berlin - Konstantinopel** Beachtung verdienen.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.
BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.
Gegr. 1869. Tel. Zentr. 2035, 5904, 11335. Gegr. 1869
An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 13450-13452.

Telegramme: Samosbank

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinsplatz 9634-9635.

Stahlkammer mit Safenanlage.

An- und Verkauf aller notierten und nicht notierten
Telephon 1724. **Wertpapiere im freien Verkehr.** Telephon 1724.
Nussbaum & Rothschild, Magdeburg, Bankgeschäft.

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Kurfürsten-
damm 235 „**Königin**“ *Kurfürsten-*
damm 235
Weinrestaurant I. Ranges
Täglich Konzert □ □ *Täglich Konzert*

Bei **Gicht**
nehmt

LITHIONWASSER

nach Vorschrift des Geheimrats Dr. Jung. — 10 Flaschen Mk. 5.— Nachnahme.
M. Knoll, Magdeburg 1, „Im Raben“.



Berlin, den 3. Juni 1916.

Deutsches Theater.

Am ersten Lebensjahrzehnt der dritten Französischen Republik ist das wortlose Drama, das nur Schauspiel (in dem Ursinn des Wortes, dem unverfälschten) bietet, den von den Jammernbildern des Alltagslebens in Gram Gefurchten aus der Gruft auferstanden. Der Pantomimus; der, seit den Tagen der Pylades und Bathyllos, unter vielfach wechselnder Hülfe und Maske durch zwei Welten, der Römer, der Christen, gehüpft und ernsthaft geschritten war. Während Zola im *Bien Public*, später im *Voltaire* für das Drama, den Schwank sogar blutige Wahrheit, ungeschminkte, ungepuderte, heischt, findet die schüchterne Sehnsucht nach schönem Schein in gesäuberten, beinfiltrierten Winkeln Unterschlupf. Caran d'Ache und Salis locken mit ihren Schattenspielen nach der jungen Zigeunerbrut bald auch die steife Gesellschaft von Saint-Germain ins winzige Häuschen zur Schwarzen Kage. Rechts und links vom Chat Noir tauchen Nachahmer auf. Ein neuer Pierrot, ein düsterer vom Stamm der Byronhelden, wird erfunden. Die Legenden vom Verlorenen Sohn, von Don Juan und Bonaparte werden von schwarzen, an feinen Fädchen gelenkten kleinen Figuren dargestellt. Maurice Maeterlinck schreibt, Maurice Bouchor spielt seine Marionettendramen; Singagiles stirbt und Cleusis entschleiern graue Mysterien. Und da ganz Paris der Mode nachläuft und die alten, großen Theater

halbleer läßt, kommt sogleich einem Piffikus der Gedanke, in breiterem Rahmen einmal mit der Pantomimik sein Glück zu probiren. Worte verlangen die Leute nicht mehr; diesen Wunsch haben die Neusten ihnen abgewöhnt. Nur: allzu phantastisch und wüßt darf die Sache nicht sein, wenn sie einen hohen Geldhaufen einbringen soll; was für den Cercle Funambulesque taugt, treibt uns noch nicht die zahlungsfähige Bourgeoisie an den Schalter. Der Direktor der Bouffes-Parisiens verbündet dem Literaten Michel Carré den Musikanten Wormser und empfängt, als Frucht dieser Paarung, die Pantomime „L'enfant prodigue“. Nichts ungemein Beträchtliches. Doch die Musik ist nett und gefällt selbst den Kennern, die Handlung spannt und entspannt den Bürgerinn in launiger Biegung, ein zierliches Mädchen räfelt und wälzt sich als Pierrot auf den Brettern: für hundert Abende reicht's. Nicht in Deutschland. Trozdem das hübscheste und frechste Frauenzimmer für die Hauptrolle des verliebten, verlorenen Sohnes Wangen und Haar mit Reis mehl betupft und ein Lieblingspaßmacher seines Wesens behäbige Breite für den Papa aus Philisterland einsetzt. Auf die englische Burleske, auf Akrobatik ist hier verzichtet, Steinlens Pierrot morne dem Haufen ein Fremdling und die Zumuthung, Stunden lang sich an niedlichem Spiel Stummer zu freuen, fast eine Kränkung der mit berliner Schrippen gefütterten Intelligenz. Zwar sünden einzelne Schreiber, nur diese Gattung sei noch, in der Maienzeit des Naturalismus, als eine bedenkenlosem Vergnügen geweihte zu dulden, nur in ihrem engen, von aller Wirklichkeit abgesperrten Bereich die überlieferte Bühnenkonvention noch erträglich. Nur durch Masse aber läßt sich in dieser Zone die Masse zwingen. Pantomimik giebt's ja, nach der Reiterei, jetzt auch im Cirkus, giebt's für ein Weilchen noch in einem Tanzspielhaus. Da laßt sich das Auge an Sammet, Seide und Liberty, an Juwelen und Maschinenwundern, an der Tricotparade und dem Gewoge sämmtlicher Busenforten. Man hat mehr fürs Geld und weiß doch, wo und wie. Der Cirkus siegt. Manzottis „Excelsior“ winkt mit seinem wortlosen Getöse, seinem Stoßprunk, Lichtpomp und Mädchenfleischduft gierige Schaaren herbei und weckt Nacheiferung. Die von Künstlern erträumte oder mindestens sauber geformte, drum den Feinen willkommenene Pantomime verschwindet schnell.

Herr Max Reinhardt ruft sie in sein Deutsches Theater. Dem

darf sie nicht fehlen. Aus Westen kommt Pierrot (der, in seinem weißen Pluderkitel mit den Riesenknöpfen, von dem Piero der *com-media dell'arte* stammt) und staffirt sich mit Quasimodo's Buckel und der Melancholie der Muffetschule gar romantisch aus. Dem fernsten Osten wird der Blumentweg entlehnt. Im Schauhaus der Japaner schreiten, an den Augenpaaren essender, rauchender Männer, Frauen, Kinder vorüber, auf zwei Stegen die Spieler von der Hausflur auf die Bühne. Auf den selben Stegen, die das Publikum an seine Sitze geführt haben. Da oben ordnen sich Züge, rufen Boten den Trägern der Handlung gute und schlimme Post zu, rotten sich Verschwörer, bereiten sich Nebenhandlungen vor; wird von emfigen Hausdienern aber auch der Proviant für die Menge entlanggetragen und Jedem gebracht, was er an Reis, Fisch, Thee oder Tabak bestellt hat. Kein fester Grenzstrich trennt hier Spieler und Zuschauer; in hastige Familienschmäuse wirbelt der Flammenwind neuen Geschehens hinein und dicht neben gaffenden Wäbchen und Thee schlürfenden Frauen weht der bleiche Mörder am Erzgreifen Dolch. Weil auf diesen Wegen durch den Zuschauerraum die Lieblinge oft mit Papierblumen beworfen wurden (Kavaliere und reiche Damen spendeten den feierlich Schreitenden auch Geld, Kleider und Spielgeräth), nannte die Bühnenmenschheit die beiden Bretterstraßen *hanamitchi*, Blumenpfade. In unserer Theaterordnung, die den Spieler aus der Couliissenöffnung kommen läßt und alles Geschehen hinter die Rampe pfercht, wirkt die Abschiebung auf den Blumenpfad wie der Versuch eines Turnierritters, vor der Schranke den Kampfpfeiß zu erlisten. Was aus Japan zu holen war, ist geholt worden: die Reliefdarstellung und die Drehbühne (*mawari butai*), die ermöglicht, drei, vier Schauplätze vorzubereiten und große Dramenthelle ohne Pause abzuspielen. Der Pantomimus trägt den Namen *Sumurun*, der Haremsfrau eines greisen Scheichs, den sie (wider alle Orientstte: weil er herrschsüchtig und lasterhaft ist) verachtet und der ihr eine schöne, mit Kantharidenreiz lockende Tänzerin vorzieht. Die Fabel fesselt uns nicht lange. In uns wird Traum. Dem bunte Bilder den Körper bauen. Wir sind in uraltem Märchenorient. Hinter dichtetem Holzgitter träumt und seufzt, schwagt und flüchert unfreie Weibheit. Das Leben des Bazars thut sich dem Blick auf; Ladendiener stolpern schläfrig, Spitzbuben gleiten wie speckig glatte Schlangen lange Treppen hin-

unter, Kunden feilschen und zahlen, feile Mädchen bieten sich zwinkernd dem in der Runde Reichsten an und der Stallknecht prügelt im Gedräng just den Vornehmen, dessen Stirnrunzel ihm Unheil dräut. Auf dem Firsi des Palastes, in dem der alte Scheich herrscht, lauern die Frauen, die Hitze und Langeweile gemeinsam p'agen. Die Schaar der fetten Eunuchen sperrt das Portal. Eine, der des Scheichs lüfterner Sohn gewinkt hat, läßt sich im leeren Wasserkessel, den unten die Zisterne tränken soll, hinabwinden und saugt sich für ein Weilchen an jungen Lippen fest. Die Sänfte, in der die vom Scheich auf dem Markt erhandelte Tänzerin sitzt, wird an einer Mauer vorbeigetragen; die aus dem Bazar heimkehrenden Frauen folgen; verschnürte Ballen und Kleiderkisten werden in Sumuruns Wohnung geschleppt; Wächter und Diebe trotten hinterdrein; und es ist, als ob die Mauer lebe und aus weisem Verständniß auf den wirren Troß der von Hunger, Brunst und Eitelkeit Getriebenen herniederlächle. Im Harem wird der Jüngling, den die Laune der Herrin begehrt, aus der Verpackung geschält, in der er eingeschmuggelt ward; das Mißtrauen des Alten durch Tanzspiele eingelullt; das Eunuchenquintett trunken gemacht; Sumurun von der aufflackernden Lust des allzu lange mit Hoffnung abgespeisten Buhlen erobert. Ohne den Trug, die Entehrung zu ahnen, die ihm unten bereitet wird, schläft oben der Scheich neben der Tänzerin. Der Sohn, der dem Alten die Lehung an diesem Felbe nicht gönnt, ruft die Ungefättigte an seine Brust; und im Hemd schnellt sie auf, überklettert die doppelte Majestät des Herrn und des schlummernden Greises und springt, wie eine Wildsage, vom Bett in des flinkeren Mannes Umarmung. Heuchelt dem Scheich, den der Buckelige gewacht hat, dann zärtliches Verlangen und streckt sich, auf daß ihn des Sohnes Dolch sicher treffe, mit lechzendem Blick unter ihn, der, mit frisch erwachter Gier, nach ihr greift. Noch einmal wird er von dem Buckeligen gerettet; tötet den Sohn, der ihn töten wollte; läßt sich von dem Sterbenden die Wendeltreppe hinunterschleifen und erschnüffelt im Halbdunkel die Haremschmach. Das Licht herabgebrannt, Weindunst im Saal, zwischen Blumen, Früchten, noch feuchten Bechern die im Taumelschlaf schwitzenden Körper der Rastraten; Sumurun selbst in bleichem Entsetzen. Der Scheich fällt, nach langem Kampf, von der Hand des Kaufmannes. Dem weist, nebst der Liebsten und deren

Frauen, die Fackel des Buckeligen den Weg in die Freiheit. Nur Tote und Trunkene herbergt der Saal, den der Wächter betritt.

Ein Bilderbuch, dessen Text den Betrachter nicht kümmert. Reinhardts Phantasie wirkte, aus feinen und groben Fäden, die Märchenstimmung. Ließ Kletterrösschen mit duftendem Gerank Abgründe überbrücken und mitten im burlesken Spiel uns vor den Wundmalen der Menschlichkeit erschauern. Aus Sprechern halte er Mimen herangebrüllt und ihre Körper so geschmeidigt, daß sie hüpfen und krochen, Lufisprung und Purzelbaum leisteten wie im Hellenengymnasion die Ventath'eten. (Allen deutschen Spielern ist solche Erziehung zu wünschen, die sie den ganzen Körper, nicht Stimme und Zunge nur, meistern lehrt.) Ein Sieg schöpferischer Regiekunst, die hier, endlich, unbeschwert vom Ballast abgewetzter, schleppender, schlecht gefügter Worte, frei in Formen und Farben schwelgen durfte und aus Gedächtnißbildern selbstherrlich eine lebendige Welt aufsteigen ließ. Zu diesem Sieg hatte, wie einst im Paris des jungen Zola, die Freude an einer Buntheit des Geschehens mitgewirkt, d'e alter Spielkonvention wieder ihr Lebensrecht gewährt und dem Zuschauer erlaubt, die Regeln und Nothbehelfe des Bretterbezirkes ohne schamhafte Vernünstelei hinzunehmen. Die Freude, hier einmal (fern von der Angst, als Rückständiger ins falsche Boot zu gerathen) nicht fragen zu brauchen, ob das Gemimte auch wahrscheinlich sei und gestern genau so geschehen sein könne. Die selbe Freude, der sich der Eiso/g alter Balletkunst entband. Pantomimus und Tanzspiel sind ja Kinder der selben Sehnsucht. Während der Monogonist, dem ein bathythisches Stück anvertraut war, aus einer Tracht in die andere schüpfte, reichten sich die Schiffsen zum Tanz. Die Pyrrhische, der Waffenreigen, rahmte Pantomimen, die das Leben des Dionysos darstellten. Das römische Militärballiet hatte ein Drama in sich wie das Soldatenschauspiel uns näherer Zeit: „Der Siegestreit der Lust und des Wassers“, der in Wien die Hochzeitgäste Leopolds des Ersten ergöhte, und „Militaria“, eine Frucht des Franzosenkrieges von 1870. Als die Gattungen noch vereint waren, wimmelten sie von allem Geihler der Arche. Pferd, Hund, Ziege, Kamel und Schlange sogar kam auf die Bühne, zwanzig Vogelarten krächzten und zwitscherten durcheinander; und über Mensch und Thier schwebte die Engelschaar. Rinuccini (dem die Eminenz Richelleus bei der weder gottgefälli-

gen noch das Staatswohl fördernden Arbeit half) und La Motte haben den römischen Pantomimus dem Brunkstil der Liliensönige von Frankreich und Navarra angepaßt und den Tanzkünstlern breiteren Raum geschafft. Unter Katharina von Medici hatte man noch die Götter, Helden und Elementargeister der Heidenzeit in *grand ballet de la reine* gezwängt; öffnete man die Himmelschleusen, ließ Feuer regnen, Riesenschiffe durch Theatermeere stampfen, ganze Szenen im Wasser spielen und das Auge an Pferdequadrillaen weiden. Unter Ludwig dem Vierzehnten schrumpft die Pantomimik allmählich; das Ballet wird historiographisch, lehrhaft (philosophisch: so nannte man damals). Der Sonnenkönig tanzt mit; tritt in dreißig Ballets vor der Hofgesellschaft auf; schauergürt; auch im bebänderten Weiberrock. Denn noch dürfen Frauen öffentlich nicht tanzen. In den letzten Jahren des siebenzehnten Säkulums wirds ihnen gestattet: und nun erst erblüht das Ballet in Hochsommerpracht. Was sind die stärksten Heroen, die seltensten Thiere, die kunstvollsten Maschinen neben Weibesreiz? Noch ist zwar das kurze Röckchen verpönt und die keusch verhüllende Gewandung vorgeschrieben, die Lancrèts Camargobild zeigt. Doch Knöchel und Strümpfchen, Hals und Brustansatz sind schon sichtbar; und wachen Sinnen genügt eine Hoffnung. Die Zeit ist reif und harret auch auf diesem Felde des Schnitters. Während am wiener Hof Erzherzogin Marie-Antoinette im Reifrock sich vor bemalter Leinwand zwischen geschminkten Genlen im Kunsttanz dreht, taucht am pariser Balletthorizont der große Noverre auf und wird rasch zum Reformator. „*Du feu de son génie il anima la danse, aux beaux jours de la Grèce ils sut la rapeller; en recouvrant par lui leur antique éloquence, les gestes et les pas apprirent à parler*“: Das steht unter einem Stich, der Jean Georges Noverre, den Verfasser der *Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier* darstellt. Uns erinnert der Balletmeister weniger an Athen als an Bayreuth; wie Wagner, hofft auch er von seiner Reinigerarbeit das höchste Heil, fast eine neue Erlösung armer Menschheit; träumt auch er von einem Gesamtkunstwerk. Von Rubens, Seniers, Boucher soll der Tänzer Haltung und Gruppierung, von Molière, Racine, Diderot Seelenkunde, von Garrick mimischen Ausdruck, von den Historikern Kostümkenntniß (im weitesten Sinn), von der Natur bescheidene Einsicht lernen. Herrliche Träume; die leider nur unter dem harten Unprall gemeiner

Wirklichkeit wie Wasserbläschen zerrinnen. Blais und Vestris, die Guimard und die Taglioni sind lächelnd über Noverres Regelwall hinweggehüpft. Der Meister hat viel vermocht; nicht, die Balletbühne auf Vernunft und Logik zu bauen. Nur ein Zeitgenosse Robespierres konnte danach trachten. (Die Französische Revolution, sagt Hegel, wollte die Welt auf die Vernunft stellen; also auf den Kopf.) Als die mailänder Skala sich weitet und Galeotti in Kopenhagen seine Massenballets einstudirt, ist die Tanzkunst noch meilenweit von Noverres Ideal. Und als aus Meyerbeers Ehe mit Scribe die Große Oper geboren ward, barg der unentbehrliche Balletappendix nicht viel tieferen Sinn als in Lullis Tagen ein Tanzspiel. Das Pantomimische trat manchmal nun freilich lecher hervor, auch mit ernsterem Anspruch, Lebendigem, Lebensfähigem zu ähneln, und dem grellsten Unfug waren selbst die Gründlinge im Parterre entwachsen. Doch die Konvention wirkte fort.

Und schuf einer Theaterkunstgattung, die von der Mode geachtet schien, in der Hauptstadt des nüchternsten Rationalismus noch einmal den Sieg. Zuerst dem Genie der Frau Pawlowa. Eine Tanzkünstlerin, die solcher Kraft solche Grazie vereint, deren Technik so meisterlich und deren süßstille Weibheit so nobel ist, sahen wir nie zuvor; keine, die so in ihrem Element scheint, wenn sie auf steilster Fußspitzenhöhe das Rund der Bühne umschreitet. Eine Jüdin aus Spanien, die von Noverres madrider und petersburger Enkeln tanzen gelernt hat? Mag sein. Im Rampenlicht jedenfalls eine Dame; Dryade oder Märchenkönigin, Undine oder verliebtes Schloßfräulein; die anmuthigste und die vornehmste aller Willys. Der man zutraut, daß der schwierigste Tanz, das längste Spitzengelloppel ihr wirklich nur Spiel ist und kein leuchtendes Mühen kostet. Ein graziles Wunder. Und mit ihr, nach ihr kam Manches vom Besten, was unter Petipa und Fokine in Petersburg und Moskau wuchs. Die russische Menschheit hat noch Lyrik im Leib, legt sich, wie in weich wärmende Hüllen, in die Rhythmen der Musik und scheint tanzen zu müssen, wenn aufgespielt wird. Das spürt man nach den ersten Taktten. Auch, daß die jüngste Figurantin ihr Metier gründlich gelernt hat und doch nicht mit dem unter Qualen eingeübten Lächeln paradiert. Daß der Balletmeister die Wahrung linkscher Mädchenholbheitetrachtet und der Persönlichkeit, noch im Massentanz, Spielraum

gelassen hat. Freut sich der im Reichthum bescheidenen Ausstattung, der klug getönten Farben und lässig gegliederten Gruppen. Als wäre ein nie Erlebtes zu schauen: so jauchzte und raste die Menge; als hätte sie in ein Eden Einlaß gefunden. Die russischen Hoftheater sind die behutsamsten Wahrer überlieferter Tanzkunst geblieben. Und die alte Tradition hatte auch in Berlin nun gesiegt. In Berlin, wo einst Taglioni herrschte, jeder Fremde „Flick und Flock“, „Die Tänzerin auf Reisen“, „Satanella“ und „Die Willys“ bewunderte und das nun lange schon, weil das Genre dem Kaiser unausstehlich ist, keine Balletkunst mehr hat. In Berlin, wo früher und öfter als anderswo in germanischen Landen gefragt wurde, ob auf der Bretterbühne da unten, zwischen drei Leinwänden, denn auch Alles „natürlich“ zugehe und dem Alltagsleben in jedem Zug ähnlich sei. Wo Herr Swell fest überzeugt war, daß Schautanzes einziger Zweck sei, Fleischwaare („erstklassige“, versteht sich) zu zeigen, und Herr Snob mit seinem frechen Geschwister Jahre lang darauf schwor, daß dem weißen Ballet ein neuer Lenz nur von den mit Aesthetik genudelten Jungfern, den furchtbar gelehrten Exhibitionistinnen beschert werden könne, die nie tanzen gelernt hatten, aus unbefruchtetem Schoß aber den Geist der Musik wiedergebaren wollten. Horrible! Das zeigte fettig blasse, röthoraaun doer gaf oronzeatbig angefrärgene Weine uhree Indien, Hellas, Egypten, Andalusien markirenden Feszen, wippte, trippelte, sprang, tockelte ein Bißchen, stümperte Vasenbildern und pompejanischen Fresken nach, illustrierte mit grobem Gestus die „Absicht“ Chopins, Haydns, Beethovens: und hatte damit den Beruf zur Reformation der Tanzkunst erwiesen. Während so für die Esoterik gesorgt war, lief der Haufe in die Arena oder Lugsbude, wo ihm „Ballet mit großen Evolutionen“ verheißen war und hundert Mädels die Beine spreizten, hoben, senkten und, mit allen Ringfingern auf der rechten Brust, in Reihe und Glied bis an die Rampe marschirten. Berlinisches Empire mit Bier und Wurststullen. Brunstosen für kühle Paare. Das Ballettheer des Gossudars aller Reussen hat uns von widrigem Spuf befreit.

Den Berlinern hats die Kunstprovinz der Choreographie wieder entdeckt. Für die Pantomimik aber nicht viel zu thun vermocht; nicht ein Hunderstel des vom Direktor Reinhardt Geleisteten. War dieses Begegnen zwiefachen Strebens nach einem Ziel, das so lange

keiner Gliedregung werth schien, nur Zufall? Vielleicht auch mehr. Als die Theaterromantik im Schreck über Spott und Schimpf die Sprache verloren hatte, schlüpfte sie ins enge Gehäus des Mimosdramas. Das hielt Jahrzehnte lang; noch im Budel-Hans war Hugos Han d'Islande, Hugos Glöckner von Notre Dame zu erkennen, noch im Chand d'habits der Pulsschlag des widerharten D'Ennery zu spüren. Und die selben Leute, die vor den Gräueln des Wunderhoses, den Marten der beiden Waisen die werthe Nase rümpften, waren von der sprachlosen Romantik im tiefsten Verbauungsempfinden befriedigt. Als die Possenformel Labiche's zu langweilen anfang, Meilhac pausirte und die Schwanke-mathematik der Biffon & Co. noch nicht erfunden war, rief man englische Akrobaten herbei, deren stumme Späße dem ehrwürdig verstaubten poncif noch einmal Beifall warben. Den stärksten Zumuthungen der Freien Bühne Antoinet's entzog sich das Publikum und fand bei Schattenspiel, Marionettendrama und Pantomime behaglichen Trost. Jedesmal zeigte sich, daß nur die abgenühten Worthülfen die Kundschaft verschreckt hatten. Sind wir wieder so weit? Der alten Worte bis zu heftigem Ekelgefühl überdrüssig. Der alten Konvention, nach all dem Geschnüffel der Wirklichkeitssucher, endlich wieder recht froh. Eine redende Sumurun wäre am ersten Abend unselig gestorben; die Kleopatra der Russen, und hätte ein achibarar Voetihr die Zunge gelöst, nicht älter geworden. Unser Ohr sperrt sich in sprödem Troß gegen den Wortschwall; gegen alles Gerede, das nicht, als ein undämbbarer Strom, aus der heißen Brust eines Künstlers, eines visionären Denkers brach. Allzu lange ward auf unserer Bühne (auch, nehmt's nicht übel, auf Wagners) fast nur gesprochen. Der Müde sehnt sich aus einem Alltag, dessen Wahrnehmungsfülle und psychologische Lehre kein Dichter je überböte, ins Reich wortloser Aktion, wo Phantasie, das zarte Seelchen, hoch über den Hirnen flattert und nur einer Lerche Buhlgruß die heilige, festlich frohe Stille stört. Die Vereinigung des Pantomimus mit dem Ballett könnte uns retten; die Bühne aus einem Diskutirplatz in eine Feierstatt wandeln. Götern und Narren, Engeln und Strolchen öffnet da sich die Gnadenpforte; über dem Qualm der Fabrikschote, hoch über den Aeroplanen betriebamer Menschheit thun sich die Himmel auf; über die Regenbogenbrücke schreitet der junge Makedone Alexander ins Feld, das von modernen Waf-

fen und Geschützen b'leibt; Hagen erblickt das im Rheinland über tausend Feuerströmen geprägte Gold; und in der Luft, auf der Erde, im Wasser schlingen sich schmiegsame Mädchenleiber zum Reigen. Jede Konvention ist erlaubt; die derbste dem Klugen die liebste. Das Schaugerüst nicht mehr auf die Vernunft gestellt.

Seit dieses Sehnenflügge ward, hat der Kinetograph einen Haupttheil der Rundschaft abgefangen. Der wird aus allen Stodwerken der Reichskaserne gescholten: und ist doch, wo er nicht Seelen die Zunge lösen, nur Landschaft und Vorgang, das Werden in Natur und Kultur zeigen will, Wohlthäter, Freudenspender, Lichtbringer; der stärkste Phosphoros, der unsere im Tiefsten böse Zeit dämpfen läßt. Auch nicht, wie saglich gekannt wird, der Erzfeind edler Kunst. Wie groß ist denn die Zahl der Spielhäuser, aus denen der Dufst apollinischen, nur dionysischen Opfers himmelan dampft? Ein von Parisern geknetetes, in Schmalz und Salz gesottenes Reiseabenteuer des Portugiesen Vasco, mit der Exportmusik des in Berlin geborenen, in Paris gereisten Juden Meyerbeer, der in Leppigkeit dürstigsten, die dem falschen Giacomo je gelang, von zwei westrussischen Israeliten geschmeitert oder geschluckt, mit den vermoderten Regellisten der Spontinzeit aufgepolstert: als einen Beweis der noch in den Kriegsjammer nachwirkenden „Fremdbrüderlichkeit“ (die nicht an sich schon, wie Treitschke meinte, Tadel verdient) mag man solches franko-russisch-lusitanische Gräuelfest mit geschminktem Afrikanerthum und Salmizialisismus vorführen; mit deutscher Kunst ist es nicht in Gemeinschaft. Haben die hundert, fast tausend Theater, die unter unserem Mond überwintern, nichts zu thun. Leset die Titel der Stücke, die seit gestern in der Mode sind: Ekel wird Euch ins Kino jagen. Lieber Dantes Hölle und Flauberts Salamambo, sogar Bismarcks Außenerlebensgeistlos verfilmt als Quark aus Blutgerinnsel und Zuckerguß. Lieber ein bewegtes Abbild vom Leben der Pflanze, der Kohle als roh in Alke zerhackter Geschäftspatriotismus, der vor jedem Vorhangsfall Brüste bis an die Wärgengrenze überstreckt. Niemals war unsere Sprechbühne ärmer. Der große Worlddramatiker Strindberg, dem Dummheit und Konkurrenzfurcht allzu lange die Bretter verriegelten, reißt sich, endlich, in ihm gebührenden Athemraum. Alter Stoff wird, euripidischer und den deutschen Stürmern entlehnter, von Meistern der Verfeinerung-

Industrie für das gewandelte Auge neuer Kurden bereitet. Sonst? Schaufensterwaare; die nicht sein mußte, sondern nur wurde, weil irgendein Klüngelchen sich nicht in Darbens Enge einschränken wollte. Feindliche Ausländer, die noch nicht todt sind, sollen nicht vom Schaugerüst zu Deutschen reden. Landsleute und Freunde müssen in bangem, vom Dichter der Komödie „Measure for measure“ geführten Zug durch das Fegfeuer der Censur. In dieser Noth war, wieder, Herr Reinhardt der Einzige, dem Nützliches einfiel. Zwischen Shakespear und Molière schob er, da Lenz schüchtern auf die verrunzelte Mark niederlächelte, ein Ballet: „Die grüne Fiöte“. Aus der singt, noch einmal, Mozarts unssterbliche Seele.

Ein Zauberer, drauß blühender, ihm in Anechtischkeit gefangener Menschheit sich Kraft saugt. Ein Prinz, der die angebetete Prinzessin sucht, findet; vielleicht stirbt, vielleicht mit ihr selig wird. Von der Handlung (dem Dingelchen, das man so nennen dürfte) weiß ich nichts mehr; rasch ist nach der Schauensfreude der Faden des Erinnerns gerissen. Schade, daß der Herr, der des Spieles Grundriß schaffen sollte, ein ausgepumptes Kerlchen scheint, ein in Wohlstandsspeck ermüdeter Literaturunternehmer, der wähnt, in Archiven Zeugerkraft erschwigen zu können. Von Staubeinspritzung ward Phantasie niemals schwanger. Saugt Mozarts salzburger Orient, weil er noch unter dem munter nun, jezt gravitätsch wackelnden Fez des Türkenmarsches ein Zöpfchen trägt, in ein Fabelchina, durch dessen Provinz U die schöne Fluggöttin das Boot des verliebten Prinzen (ein U-Boot also, Verbandsdiensmänner) geleitet? Denn am Anfang war doch wohl die Musik. Deren unverweilliches Gerank hat ein Skandinavz, Herr Nilsson, mit silbnem Takt in neue Kranzform gewunden. Hole der Hener Ko-Ko alle möglichen Reiskulturreiche, Wuß und Quans! Duft wollen wir, Farbe und Traum. Der stößt dem Gedächtniß die Leiter weg und schleiert die Hirnwände in bunten Flor. Was da unten geschieht, lohnt nicht des Nachdenkens Mühe; Euch genüge, den dürstenden Blick zu laben. Ein bleiches Scheusal tastet mit sechs Händen, strampelt mit zwölf Beinen nach Vampyrswonne; krallt sich in Spinnengewebe, das von der Diele bis in den Bühnenshimmel wächst. Flämmchen paaren sich zu festlichem Reigen; blinken einander Werbung und Hingabe zu. In Dunkel und Helle ein Gesckling holder und wüster Leiber. Hundert Lichtborne sprühen

wundersam getönte Farben. Und des Prinzeßs Zauberflöte lockt zärtlich, wie ein's Sproßer's Kehle die keusch zaubernde Nachtigal. Die Russen machen es besser? Bist im Recht, Nachbar Schal. Die Russen haben mit Ukraine, Kaukasus, Krim den dort heimischen Tanzdämon ihrem kalten Orient erobert; haben die Schatulle und die Ballettschule des Zaren, Säkularüberlieferung und zu Vorübung so viel Zeit, wie sie begehren. Das fünfjährige Würmchen wird sorglich zugerichtet; jedes Corpsmädel, der hinterste Figurant meistert den Körper; und die Vereitung neuen Tanzspieles streckt sich durch zwei Jahreszeiten. Hier? Foline's Kunstlehre ist spürbar; auch, daß der (allzu selten gepriesene) Herr Ernst Stern, der nach langwieriger Anstrengung noch frische Maler, den russischen Zunftgenossen Bakst mit Nutzen betrachtet hat. Doch diese Welt schuf ein Wirbel; aus dem Nichts. Handlungsrahmen, Musik, Bilderfülle, Beleuchtung, Kleid, Geräth, Pantomimus: in sechs Wochen sollte Alles fertig sein; und ward. Weil ein Wille Gebirg aus dem Weg des Strebens zu blasen vermag. Wollensdrang rief zwei blutjunge Tänzerinnen herbei. Schauet, wie Fräulein Villébil Christensen, eine Skandinavin, die Sakuntala scheitren könnte, Scham und Leid einer Jungfrau ausdrückt; wie Angst und Grauen vom Auge ihr über Hals und Brust rieseln; wie ihre Arme, eines zu früh dem Nest entflohenen Vögelchens, in scheuer Sehnsucht flattern. Noch kann sie, weil sie zu jung, an Sinnenerlebniß zu arm ist, nicht Weibheitsommer darstellen, nur die schwächtigen Reize und jähnen Dämmerungen sacht knospenden Lenzes; und nur alberne Vergleichsucht zerret sie ins Maß der Pawlowa. Doch die Kunst der Sechzehnjährigen ist redlich, ihre Technik schon ungemein und die Persönlichkeit zählt, in Weh und Lust, nirgends mit geliebener Münze. Ihrem Prinzen giebt Fräulein Sterna Jünglingsgestalt; eine Berlinerin, an deren Wiege Grazien gelächelt haben. Der verjüngte Kopf eines Pierrot morne, der sich in Glückshelle sehnt. Durch den Rumpf werden ein'st alle Tanzteufelchen tolln. Die Haltung hat prinziplichen Anstand. Und ans Flötenspiel giebt sich der Gartenleib so innig wie Böcklin's Einsiedler an die Pflucht, seine Geige zu Gottes Ruhm meisterlich singen zu lassen. Was hinter den Zweien über die Bühne kribbelt, kommt aus dem Sprechspiel oder der Vorschule. Dennoch wirkt sich Alles zum Ganzen. Wer die Lebensbedingungen der Balletkunst,

dem Sprechspiel ganz ferne, kennt, nur Der weiß, welches Wunderhier wurde. Wuchs je zuvor Einem aus lahl'm Holz ein Tanzkunststück? Das Auge, dem es vorüberfliehet, vergift den Schöpfer. Hosi, wie in der Wundergrotte von Lourdes der Pilger, nach erlebtem ertäumtem Mirakel. Warum verädelst dich die Prinzessin, die zum Schmetterling wird, nicht in das Kieselgewebe und fñhlt auf bebenden Flügeln die Kiefertaster des zur Spinne eingeschrumpften Zauberers, der ihren Saft ergiert? Warum fehlt das Gegenbild Einer, die sich willig von Greifenwollust aussaugen läßt und als Entgelt dem Gerippe Glitzerpracht einhandelt? Jeder Arm und jedes Bein des Arachnid: in strohe von eigenem Leben und sterbe besonderen Tod. Aus dem Schädeldach und der silbern schimmernden Rinde der Flußgöttin sprieße, vom Klang der grünen Flöte, Aßens heißester Mai. Und der Prinz, der Künstler, der Welten baut, erlöse, ohne Schwertschlag, die Knechte in Freiheit. (Das Spiel würde verlängert. Mir nicht zu Leid. Auf den wunderbarlich überpinselten Molière, der als Abendfüßel dient, hätte ich, trotz dem Bühnengewand aus gelbem, Kerzenlicht spiegelnden Marmor, gern verzichtet, wenn nicht zwischen die mit wiener Geistesfenz gesalbten Fächer für ein paar Minuten ein struppiger Kerl träte, den das genialische Bildnervermögen des Herrn Wallenberg in nahe Verwandtschaft mit Diderots jungem Rameau hebt.) Bläst der Lichterreiß, in den wir uns froh schmieden liegen, dann erst dämmerl Gedächtniß; und der Drang, Dantes Schuld abzutragen, winkt Herrn Reinhardt noch vor die erlöschene Rampe.

Niedertracht hat ihn im letzten Bühnenjahr arger als jemals gepeinigt. Weil er sauber ist, nicht auf Gewinn nur erpicht, falschen die Ewig-Schäßigen sein Wesen in eines Geschäftemachers, der „Sensation“ verschleißt und Sonderbares, nicht ehrliche Regenwürmer, als Räder an seine Ruthenschnur haßt. Weil er, wie jeder aus Leidenschaft Kunstwerk Sammelnde, dem Seelenantlig, Stimmklang, Farbenton, die ihm noch fehlen, unermüdlich, in Winkel und Zwieten, nachläuft, wird getuschelt, er schnappe gierig nach Anderer Fund: Geld drauß zu münzen. Weil die Beschreibung jedes seiner Schritte Zeilenlohn verheißt und drum in die Zeitung kommt, malt man ihn als von Ruhmsucht und Refamegeilheit Zerfressenen. Weil ein Halbbuzend emsiger Konfektionäre von den Bleibseln seines Schaffens, seines Verschwendens zehrt

und einzelnen Abguckern manchmal Hübsches, im Lehnßbereich, gelang, froh die Verleumdung hervor, der Schöpfer neide dem Nachahmer die Kundengunst. Weil von hundert Mimen neunzig sich in Reinhardt's Theater sehnen, zwanzig die Darstellung noch wirksamen Pflichtzwanges, mit oder ohne Bewußtsein, färben, wird dem Mann, der alle beträchtlichen Helfer aus Dunkel oder engem Bezirk holte und in Reife erzog, nachgesagt, er verleite die fremde Gehilfsenschaft und sei unlauteren Wettbewerbes schuldig. Fast jedem Drama von dauerndem Werth hat sein Kopf einmal das päpstlichste Kleid gewebt, fast jedes Aufführung erwogen; beschleunigt er eine, weil ein Tüchtiger sich laut nach dem selben Ziel hin sputet, so heißt gewiß irgendwo: Der gönnt Keinem das Leben. Ist in den Tagen der Shakespearfeier erwähnt worden, daß für den Einzigen nirgends, auch nicht, von den Keans bis auf Beerbohm-Tree und Robertson, in seiner Heimath, Einer so viel that wie der Meister des Deutschen Theaters? Nein. Schuppig blähte sich irgendein „Fall Reinhardt“ in Zeitsch; neuer und allerneuester. Daß ihn keiner in Schmutz zog, wird hier, wenns nicht anders sein kann, erwiesen werden; ohne zage Schonung der Zeitler und Miethlinge. Die Vormannschaft guter Europäer ist bereit, für den reinen Menschen und ernstesten Künstler zu zeugen. Wäre sein Werth ohne Fehl: was bliebe ihm noch zu leisten? Doch liebloses, gar in Schmährede watendes Urtheil über das Werk und den Mann haste an Wichten. Um jedes Schaugerüst weht heute ein Hauch seines Geistes. (Daß die Bühnenleiter ihn, dem sie ein Denkmalschulden, aus ihrem Verein stoßen wollten: Stoff zu einer Satire, deren Grimm lustiger werden könnte als des Perücken-spötlers, der dem von Urzenei und Abführmitteln zerquälten Herrn Organ den Doctorhut aufstülpte.) Strindberg, Maeterlinck, Wedekind, Wilde, Sternheim, Verhaeren, Schmidhonn, Nestroy, Eulenberg, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Shaw, Vollmoeller: solche Dramatiker lehrte Reinhardt erkennen. Ehe er kam, konnte ein von Kunstkultur Erfüllter der Mischlos, Shakespear, Kleist, Molière, Schiller, des deutschen Faust und der Sächsin Minna im Spielhaus nicht mehr froh werden. Er hat die Bühne geweitet, verjüngt, der Malkunst verbündet, den Zwinger vernünftelnder Pedanten gesprengt, die Dornenhecke durchbrescht, hinter der Phantasie in Schlafbann lag. Aus ihm wirkte Jugendwille, Genießerlust, der Wirbel des Rausches und das Gewissen des andächtig

In Aulipflicht Versenkten. Aus der Herzkammer quillt ihm ein Gewimmel fröhlicher Schnurren, in denen noch Blutwärme ist; aus Vision wird ihm Gestalt. Habi Ihr als Primaner Lessings händelosen Rafael belächelt? Hier ist Einer, der nie selbst ein Drama fügte, nur die Hirnbrut Anderer kleideie: und dennoch in den Rang der Dramatiker gehört. Der Eisensput in anglo-athenischer Sommernacht, die lustlose Wortheimath bethulischer Judenheit, Petruccios sinnvoll sinnliches Gerüpel mit der Widerspenstigen, die Sehnenägluth dicht umstachelt hat, der feuchte, nicht ungesunde Herbst in Strindbergs „Weiterleuchten“, Springfluth und Ebbe im Triebmeer der Räuber, der unter dem Fluch gekrönter Blutschande aufheulenden Thebaner, die trunkenen Schwänke der Junker im Schloß Olivien's, das Zwiellicht, in dem Tolstois „Lebender Leichnam“ sein Grab umschlurft, Faust's Osterrast unter jungen Birken, nach der ersten, von Sturm zerpeitschten Walpurgisnacht sein Veneios und Sparta, die sahle Gobelinfarbe, in die das Schicksal Melisandes sich kleidet, der Menschheitabgrund, an dessen bunt mit Wiesenblüthen besticktem Rand Urgan in Wahnkrankheit ächzt, in Gemüthsqual fast verstummt, das läuderlich schlemmende Venedig und das von schwülem Haß ausgehörte Verona: ermesset an solchen Gedächtnißstücken den Umfang, die Leuchtkraft der Palette, die Herr Max Reinhardt sich schuf. Daß der Plastiker nicht so stark wie der Maler ist, daß manchmal, wo Tragoedie werden sollte, Spielfreude und Musikantenhang sich allzu behäglich regt, darf gerechter Spruch nicht verschweigen. Dürfen aber Kümmerlinge, die Melpomene niemals, Thalia noch in höchster Fastennoth nicht in ihr Bett ließe, dem Mann, der Grämliche oft erquält, die Feinsten wieder ins Theater gewöhnt hat, das Schaffen verkleiden? Er darf stolz schweigen; braucht von Reid, der sich selbst listig aus der Dankspflicht überredet hat, von Unverstand und der Sucht, aus der Schmähung Berühmter Ruhm zu erschimpfen, sich nicht in Gassenfehde reizen zu lassen. Doch er muß fühlen, daß er im Geisergestiebe nicht einsam stehe. Sonst endete er, ehe er selbst sich vollenden konnte, eines düsteren Tages das Kunstfest, schwört, wie Prospero, das grause Zaubern ab, bricht und begräbt den Stab, ertränkt in Tiefe, die kein Senkblei je erforscht hat, das Buch, aus dem Wunder in Lebenslicht stiegen, und flieht aus Getümmel in seine Musik.

Das darf nicht geschehen. Denn das Brachland deutschen

Schauspieles braucht diesen Mann. Die mit seinem Kalb pflügen lerten, ließen doch Unkräuter stehen oder die Krume morschen, bis ein Rüstiger sie mit Zeugerkrast befruchtet. Im Herbst wollen wir Schillers Bürgertragoedie (den Hintertreppentitel „Kaba'le und Liebe“ müßte man, endlich, opfern) im Ueberschwangstrahlender, aus Schwefelgewölck blühender Jugend sehen; jede Gestalt, noch die verhußelte des Kammerdieners und die geschniegelte der schlauen Zofe, könnte da, wenns in der Werkstatt nicht hastig zugeht, in Vollkommenheit gelingen und für den Schemen der Lady, deren Wort niemals Fleisch wird, wären gar zwei Weibheiten in Bereitschaft: anmuthig blonde Würde und roth ausprasselnde, schwarz verfohlende Gluth. In Hebbels „Nibelungen“ sündten die Zwei trugig neben einander; Herr Wegener würde der gewissenlos rauhe, junckerlich wilde Hagen, den kein Berlinerange erblickt hat; und Herr Reinhardt müßte sich hürnen, um die harten Ecken und scharfen Ranten des (allzu lange von Wagners Eddablenzwerk überflimmerten) Gedichtes ohne österreichischen Hang in hübsche Rundung nachzuschaffen. Diese Arbeit wird ihm, den Sehnsucht nie auf Grillparzers Hügelchen, in den dumpfen Bezirk der Philisterverfuchung, zog, den Wesensschaft derber umrinden und den Schößlingen festen Spieltriebes doch nicht den Nährquell verstopfen. Ein Drama, dem er nicht den Körper zu bauen versucht hat, ward in der Stimmung der Deutschen von heute noch nicht erprobt (deren Vormund ihn, nur ihn, als Kunstmissionar nach Skandinavien und Niederland wandern hieß). Schade wärs drum, wenn die im Engen Waderen, vor Vision ins Weite Bewahrten ihm Shalcspeares Römertragoedien, den fünften Heinrich, den welken und den blutigen Richard, Rosalinde und Troilus, Imogen und den Bastard Philipp, Schillers Demetrius und Hebbels Herodes für Jahre vorwegnahmen. Die Hermannsschlacht, die als brüllende Flamme den Auszug des Deutschenheeres durchlobert hätte, wird seiner Heimkehr nun zum Wehesang werden. Auch dieses Werk, das mächtigste und redlichste aller nach der Hellenensintfluth entstandenen Volkskultgedichte, harret noch des Weckers. Der wird es den Fellen, dem zottigen Thierwams, entkleiden. Die Räuber leben erst, seit sie aus den Nebeln des Ewigen Landfriedens ins achtzehnte Jahrhundert, in die Gewitterzone der Rousseau und Schubart verpflanzt worden sind. Dem Cherusker Hermann

hat, wie dem Räuber Moor, der Büttel eine Maske aufgeworfen. Bonapartes Herrschwuth und die Schwachheit der Rheinbündler, nicht den Erlauchten Octavian und seinen Varus, wollte Kleists Donnerkeil schmetternd treffen. Hermanns Fell ist „Kostüm“; soll ihn dem Censor bergen und vor Entmannung wahren. Einst kleideten die Menschen aus Mythos und alter Geschichte sich ins Gewand der Tagesmode; wagten nur so sich vor die in Gasserrecht Zugelassenen. Um Lear's Handgelenk kräuselte sich Seidenspiße. Lady Macbeth stolzirte im bauschigen Reifrock einer Ehrenmatrone vom Hof der Königin-Jungfer. Auf einem Sessel aus der Zeit der Queen Anne beschied Brutus die Diener; wenn er den Kopf hob, fielen die Locken der Perücke auf den Kragen des Schlafrockes aus geblüemtem Stoff. Weil Salma den Orest und den Sulla nicht im pariser Hofkleid, mit gepudertem Haar, spielen, als Griechen und Römer das Bein blößen wollte, ward Aufruhr im Haus Molières. In den selben Mauern Jahrzehnte danach langwieriger Hader, weil Fräulein Mars sich in den Glauben verbissen hatte, auf dem Haupt der süßen Donna Sol müsse ein Modellhütchen wippen. Deutschlands stärkste Dramatiker sind in Vermummung, in Flucht aus ihrer Zeit genöthigt worden. Thugnelens Gefühlswirrnitz, Hermanns Wille zur Macht und zum Heil des Vaterlandes wird erst offenbar, wenn sie nicht mehr Sieglinden, er nicht dem Wehwallt ähnelt. Dann erst wälzt sich unbändig lohender Weltgerichtszorn aus den Kratern des Gedichtes (das, wie Shakespeares, die Warzen und Schwielen des Volkswesens nicht überschminkt). Was wünschen wir noch von Reinhardt? Den Rasenden Heracles. Goethes Stella, Iphigenie, Natürliche Tochter (als Kammerspiel). Aus Frankreich den Menschenfeind und den Tartuffe (in derbem, nicht verzierlichten Deutsch); Figaros Hochzeit. Aus fernem Orient Kalidasas Sakuntala. Aus nahem Norden den noch nicht abgeleiarten, nicht in Historienpackung starr gewordenen Strindberg; und Ibsens Vermächtnitz, für das der Stil bisher nicht gefunden, kaum gesucht worden ist. Der Pantomimus war ein Weg, nicht das Ziel. Er lehrte uns Derer lachen, die eine Regenbogenbrücke bespeien, weil sie nicht in die „natürlichen“ Tellurierpfade zu reihen sei. Nun wölbt sie sich wieder aus dem Staub himmelan; neigt vom Himmel sich in das Bühnenthor. Und Prosperos Stab winkt starke Jugend ins Zauberheim.

Willensbildung.

Das unauflösbare Freiheitproblem läßt der Pädagog am Besten bei Seite. Die Erfahrung lehrt, daß Erziehung den Willen zu stärken und zu lenken vermag. Das genügt für die Praxis. Die schwierigste Aufgabe stellen dem Erzieher die Willenschwachen: die Aufgabe, einen noch gar nicht vorhandenen Willen erst einzupflanzen; und diese Aufgabe nimmt in der Gegenwart weltgeschichtliche Dimensionen an. Das Charakteristische des zahlreichsten der Völker, die den europäischen Boden bewohnen, ist das Fehlen der Willens- und Thatkraft. Stümpernde Ethnologen halten die Russen für nur zurückgeblieben, politische Kinder meinen, es fehle nichts als das Parlamentarische Regiment. Doch weder ein Jahrhundert des Fortschrittes noch der im Westen bankerote Parlamentarismus kann den Russen helfen, weil sie passive Triebmenschen sind, denen die Kraft zu organisatorischem Schaffen und zu planvoll ausdauernder Arbeit fehlt. In Tolstois Karikatur des Christenthums spiegelt sich dieses Wesen. Nur durch Erziehung zum Wollen kann aus dieser riesigen Herde ein Volk von Männern werden; und dieser Krieg nun ist der Ruf Gottes an die Deutschen, das Werk zu vollenden, das die vor tausend Jahren von den Russen als Erzieher berufenen Waräger in den Anfängen stecken ließen. Ein Werk, fast so groß wie die Erziehung der Germanen durch die Römische Kirche und sehr viel schwieriger; denn die

„*Werk, das ich nicht zu vollenden vermochte, das vermagst du, o Martin, nicht, es zu schaffen, sie fand ihn in Fülle vor; sie hatte die dankbare Aufgabe, ihn zu bändigen und auf würdige Ziele zu richten.*“

Nicht an solche weltgeschichtliche Aufgaben denkt Geheimrath Martin Faßbender in seinem pädagogischen Handbüchlein^{*)}. Dieses ist nur eine systematisch geordnete Sammlung weiser Rathschläge für die individuelle Willensbildung. Ich will hier nur drei besonders schätzenswerthe Vorzüge loben und eine Warnung daran knüpfen. Zunächst erfreut die seelische Gesundheit, die in Aussprüchen wie dem folgenden sich zeigt: „Der ganze Erfolg aller Erziehungsarbeit und das ganze Geheimniß der Erziehungskunst liegen begründet in der rechten Erfassung des Problems der Freude.“ Dann ist höchst anerkennendwerth, daß dieser streng katholische Mann alle unfirchlichen modernen Methoden

^{*)} Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensausbildung und Selbsterziehung vom Professor Dr. Martin Faßbender. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

der Willensbildung: die autosuggestiven von Franzosen und Amerikanern, die deutsche Jugendbewegung, die Heilsarmee, sogar die neu sich belebende Freimaurerei ganz unbefangen würdigt. In einer Erörterung des Zusammenhanges der seelischen und der körperlichen Gesundheit schreibt er: „Wenn man nun die Sorge für Pflege edlen Menschenthums in den Kreisen Derer so emsig vertreten sieht, die der religiösen Grundlage entbehren, dann sollte man meinen, es müßte für die ernsthaft christlichen Kreise ein doppelt starker Ansporn sein, in Erfüllung der Forderungen natürlicher Ethik hinter Jenen nicht zurückzustehen.“ Und diese liberale Haltung endlich wird dem Buch viele protestantische Leser zuführen und den Vorurtheilen, die der Protestant in Beziehung auf katholische Moral und Ästhesie zu hegen pflegt, den letzten Stoß versetzen. Ins Wanken gerathen sind sie ja schon, seit die materialistische Strömung in Deutschland der idealistisch-religiösen gewichen ist. Sogar die Jesuiten finden jetzt protestantische Fürsprecher und das Verdienst kirchlicher Erziehungsarbeit werden bald nur noch ganz Unwissende leugnen.

Aber es wäre ein arger Irrthum, wollte man aus diesem Verdienst folgern, Gott habe der Katholischen Kirche, ihr allein, das Charisma der allgemein anwendbaren und unfehlbar erfolgreichen Erziehungskunst verliehen. Ich lasse mich hier nicht auf eine Kritik bedenklicher katholischer Methoden wie der Beichtpraxis und der Anleitungen zur Gewissensprüfung ein, sondern bitte nur, eine weltgeschichtliche Thatsache ins Auge zu fassen. Was ist aus der ältesten Tochter der Kirche geworden? Schon seit vielen Jahren beklagen deutsche Katholiken den Zustand Frankreichs; und der treffliche Bischof Reppner hat einmal den deutschen Volkscharakter auf der düstern Folie des französischen erhoben. Der Krieg aber hat den grellen Gegensatz der beiden Volkscharaktere der Betrachtung jedes Einzelnen aufgedrängt. Nicht die Kirche sei schuld, sondern die Loge, pflegen die Katholiken zu sagen; aber die Loge hat doch erst vor wenigen Jahren über die Kirche gesiegt, die bis dahin das Monopol des Jugendunterrichtes hatte; und welches Zeugniß stellt diesem Unterricht schon die Thatsache aus, daß die katholischen Bürger sich in freier Wahl eine atheïstische Regierung geben? Und die klerikale Anklageschrift gegen Deutschland, deren kräftige Zurückweisung die Vaterlandsliebe der deutschen Katholiken herrlich offenbart hat, beweist, daß auch die gläubigen Katholiken Frankreichs bis zu den höchsten Kirchenfürsten hinauf an dem unheilbaren Nationallaster bodenloser Verlogenheit leiden, an der Unfähigkeit der Franzosen, die Wahrheit von Thatsachen anzuerkennen, die ihre Eitelkeit ver-

lehen oder ihnen sonst unbequem sind. Das ist das Ergebniß hundertjähriger Erziehung durch Ordensleute.

Entweder also übt die Volksart stärkeren Einfluß auf die Bildung der Individualcharaktere als die Religion oder die religiösen und die religionlosen Erziehungsmethoden sind (in manchen Beziehungen wenigstens und unter Umständen) den katholischen Methoden überlegen. Meiner Ueberzeugung nach muß man beide Glieder der Alternative verbinden: der durchschnittliche Deutsche verdankt seinen guten Charakter der von beiden einander ergänzenden Hauptformen des Christenthums veredelten kerngesunden deutschen Volksart. Und noch eine vierte Kraft wirkt ergänzend mit. Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert hat die noch einmal hervorbrechende wilde Urkraft des Germanenthums in Wechselwirkung mit drei einander bekämpfenden Orthodoxen böse Verirrungen gezeitigt, die im achtzehnten der Neuhumanismus durch das Zurückgreifen auf die griechische Humanität überwunden hat; und diese Kraft wirkt durch das Gymnasium bis heute fort.

Es ist ein sehr verwickelter Apparat, dessen sich Gott zur Erziehung der Völker bedient. Frevel und Thorheit wäre es, schon das Kind in diese Wirrniz hineinzustoßen; für den jungen Menschen ist der enge und sauber begrenzte Horizont der Konfessionsschule das zuträglichste geistige Milieu. Aber für die Gesamtheit wäre es schlimm, wenn Alle in dieser Enge befangen blieben. Des reisenden Menschen Blick muß über die konfessionellen und nationalen Grenzberge hinausgelenkt, ihm muß gesagt werden, daß hinter diesen Bergen auch noch Leute wohnen, die im großen Haushalt Gottes wichtige Funktionen auszuüben haben.

Reiße.

Dr. Karl Gentzsch.



Was quälen wir uns so mit all den Plagen?
Sind mitten in des Wechsels Reich
Doch unsre Zelte aufgeschlagen!
So laßt uns denn in trüben Tagen,
Von manchen Leiden bleich,
Wie Weise uns betragen.
Heut mag ein feindliches Geschick uns quälen,
Doch morgen hört Fortuna auf, zu schmälen,
Sie neigt sich hold und wir, — wir lachen gleich.
Beklagen wir nicht immer unser Loß;
Sein wechselnd Spiel liegt gar zu offen.
Des Weisen Furcht sei nie zu groß,
Doch noch geringer sei sein Hoffen.

Fritz von Preußen.

Die Judenfrage. *)

Er Mensch, der von allen Benjamin Disraeli in der Anlage am Aehnlichsten war, hat um die selbe Zeit in Deutschland gelebt; aber die eigenartigen Verhältnisse unseres Landes haben ihn getrieben, einen anderen Weg zu gehen. Während der englische Jude Benjamin Disraeli, der Neugebaltener des Torythums, Erster Minister und Standesherr von England geworden ist, hat der deutsche Jude Ferdinand Lassalle den Umsturz erstrebt. Auch er war von ungeheurem Ehrgeiz erfüllt und hatte als Wirklichkeitmensch und aus einem adeligen Fühlen heraus zunächst das Bestreben, die Herrschenden für seine Gedanken zu gewinnen. Erst nachdem er ihre Spröbtheit erkannte, eignete er sich als Wahlspruch den vergilischen Vers an: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.“ Auch in ihm lebte neben der politischen Begabung die dichterische, auch bei ihm wurde diese von jener schließlich besiegt. Sein Formensinn verleitete auch ihn in jungen Jahren zum Dandythum; Kassenerinnerungen und Romantik veranlaßten seine Ostreisen, von denen er allerlei sonderbares Geräth mitbrachte, zwischen dem er dann in Berlin eine verfeinerte Geselligkeit pflegte. Auch er suchte, ehe er sich ganz der Gestaltung der Wirklichkeit zuwandte, in der Philosophie den Schlüssel zum Verständniß der menschlichen Natur, jenes Wissen, welches Macht ist. Auch er verfocht das Ansehen des Staates gegenüber bürgerlichem Manchestertum. Auch er vergötterte den Schöpfergeist und verachtete die öffentliche Meinung und die Zahl. Aber in seinem Leben entstand ein Bruch. Die Eng: der deutschen Verhältnisse machten aus ihm, der von Haus aus adelig gesinnt und ein Verächter der Masse war, da er sich zum kniebeugenden Lakaien zu gut fand, einen Umstürzler. Er ist das Vorbild geworden für die unglücklichen deutschen Geister, die, weil ihnen die Wirklichkeit versperrt ist, radikal werden und von einer auf allgemeinen Stimmrecht gegründeten Massenherrschaft eine höhere Schätzung geistiger und persönlicher Werthe erhoffen, als sie die Schicht der jetzt in Deutschland Herrschenden hegt. Auch Lassalle konnte zwischen den Oberen und den Unteren eine Weile schwanken; fest stand nur, wie bei Disraeli, die Verachtung der ideallos verödeten Mittelklasse, die keinen Hauch mehr von den Dichtern und Denkern des deutschen Volkes verspürte. Dennoch ist diese deutsche Mittelklasse geistiger, besser und zu mehr Idealismus bereit als die englische, während in England der Adel an Weitblick dem unseren überlegen war. Darum wurde es möglich, daß er schließlich doch Disraeli in seine Reihen aufnahm, während Lassalle der traurige Ruhm bleibt, Theile des deutschen Bürgerthums (denn aus ihm, nicht aus dem

*) Bruchstücke aus „Englands politisches Vermächtniß an Deutschland durch Benjamin Disraeli, Lord of Beaconsfield“; Herr Oskar A. H. Schmiß läßt das Buch bei Georg Müller in München erscheinen.

Volk, ist die Sozialdemokratie hervorgegangen) für seine Lehren gewonnen zu haben, an denen die Bitterkeit des Ausgestoßenen haftet.

Die Verantwortung, welche die Herrschenden bei uns durch die Verschmähung solcher Helfer auf sich nehmen, ist ungemein groß. Es giebt Personen, die, wenn sie nicht Erzengel sein können, Lucifer werden. Nicht alle freilich; nur ein ganz geringer Bruchtheil Derer gehört dazu, die heute den Arm oder die Feder gegen die Gesellschaft richten. Seine ungeheure Fähigkeit erlaubte Lassalle nicht, zu ruhen. Da er kein Herrscher werden konnte, wurde er ein Empörer. Auch in ihm mischte sich mit der edelsten Form des Ehrgeizes jene disraelische Eitelkeit auf den äußeren Erfolg. Daß machte es doppelt gefährlich, diesem Mann die Thür zu weisen. Die Uebereinstimmung der beiden Charaktere ist so groß, daß man versucht sein könnte, in ihnen ein bewußtes Beispiel der Vorsehung zu erblicken, als ob sie hätte zeigen wollen, was unter entgegengesetzten Bedingungen aus dem selben Charakter wird. An der Schwelle beider Laufbahnen steht ein günstiges Urtheil Heines, am Ende beider Leben die Anerkennung eines Mannes, der schwer anerkannte, Bismarcks. Ueber Disraelis „Contarini Fleming“ hat Heine freundlich geurtheilt. In Lassalle, der in Paris viel um ihn war, erblickte der Dichter die Hoffnung des jungen Deutschlands. In dem selben Jahr 1878, als Bismarck der Persönlichkeit Lassalles im Reichstag öffentliche Anerkennung zollte, hat Lord Beaconsfield manchen Abend bei dem Kanzler allein in der Wilhelmstraße gegessen, nachdem die Reden der Versammlung verhallt waren.

Wie soll sich Deutschland künftig zu seiner Judenschaft stellen? Wird dem Beispiel der Westländer zu folgen, wäre hier eben so verkehrt wie in allen anderen politischen Fragen. Die Lage ist bei uns ganz anders. Die Anzahl der Juden in England, Frankreich und Amerika ist verschwindend klein im Verhältniß zur Bevölkerung. Bei uns ist die Verhältnißzahl am höchsten. Trotzdem erstaunt Jeder, der sie hört, auch bei uns über ihre Kleinheit. Deutschland hat nämlich nicht mehr als etwa eine halbe Million jüdischer Einwohner. Woher das Staunen? Warum glaubt Jeder, die Zahl müsse viel größer sein? Weil sich die Juden durch ihre Begabung einen ungeheuren Einfluß im Geschäftsleben, in der Presse, auf der Bühne verschafft haben. Die Judenfeinde sagen, eben darum müsse man sie kräftig bekämpfen. Politischere Köpfe aber fragen sich, ob es nicht besser sei, diese Macht dem Staat nutzbar zu machen. Der Haupteinwand dagegen ist, daß man durch volle Gleichberechtigung der Juden den „jüdischen Geist“ in dem deutschen Gemeinschaftsleben zu voller Herrschaft bringen würde. Dagegen wird nun wieder behauptet, dieser jüdische Geist sei nichts Anderes als die natürliche Folge steter Zurücksetzung. Wenn die Juden in jeder Hinsicht gleichberechtigt seien, gäbe es keinen jüdischen Geist mehr. Daß bedarf einer genaueren Untersuchung.

Wir haben in Deutschland vier Arten von Juden, die durchaus verschieden gewürdigt werden müssen: die rechtgläubigen, die Bio-

nisten, die getauften und die übrigen. Die rechtgläubigen machen gar keine Schwierigkeit. Sie verlangen nichts Anderes als Duldung ihres Bekenntnisses: und die haben sie seit Friedrich dem Großen. Ansprüche auf Ausübung der Staats- und Militärhoheit machen sie nicht, können sie nicht machen, da ihnen ihr Bekenntniß eine Anzahl von Regeln auferlegt, welche die Ausfüllung einer Beamten- oder Offizierstelle in unserem Staat ausschließt. Schon die Thatfache, daß sie an einem Wochentag nicht schreiben dürfen und nach bestimmten Vorschriften kochen müssen, ist ein Hinderniß. Etwas anders ist die Lage der Zionisten. Sie sind die rasselstolzen Juden von der Art Disraelis, die sich ihrer alten Abstammung rühmen und in ihrer Beurtheilung des heutigen Großstadtyudenthums mit den Judenfeinden in vielen Punkten übereinstimmen. Nur sagen sie, daß die mißachtete heutige jüdische Art nicht Rasseerbtheil sei, sondern die Folge Jahrhunderte langer Unterdrückung. Als Heilmittel aber verlangen sie nicht möglichstes Aufgehen der Juden in ihr Wirthswoll, sondern stolze Selbstbesinnung auf die eigene, unverfälschte Art. Die jüdische Heimath soll wieder Zion werden, wo sie einen zeitgemäßen, den anderen gleichberechtigten Staat gründen wollen. Wer auch immer in Europa oder gar in Palästina, wo die jüdischen Ansiedelungen längst begonnen haben, mit Zionisten verkehrt hat, wird überall die höchste Lauterkeit des Charakters, verbunden mit der starken Geistigkeit des Judenthums, gefunden haben. Nun sollte man glauben, daß die Zionisten von Deutschland auch nichts Anderes als vorläufige Gastfreundschaft verlangten, bis ihr zionistisches Ideal Erfüllung findet. Dem ist aber nicht so. Eine Volksseele wird nicht allein durch die Logik geleitet; und so verlangen denn die meisten Zionisten die Zulassung zu den höchsten Staats- und Militärämtern im Reich. Es hat nicht viel Zweck, darüber mit ihnen zu streiten. Daß sie logisch im Unrecht sind, ist kein Zweifel; aber die Frage erhebt sich, ob man ihnen nicht trotzdem der Früchte wegen entgegenkommen kann. Die Zionisten sagen, daß sie ihre ganze Kraft, genau wie die Christen, dem Staat, der Gemeinschaft zur Verfügung stellen, Steuern zahlen wie die Anderen, und ihr Stolz empört sich dagegen, daß sie trotzdem von den hohen Aemtern ausgeschlossen sein sollen. Wenn, wie gesagt, dieser Stolz auch nicht ganz logisch urtheilt, so ist er doch menschlich nur zu begreiflich. Die Zionisten sitzen zwischen zwei Stühlen: von den Juden als Schwärmer verspottet oder gar bekämpft, haben sie bei den Nichtjuden noch immer nicht das Vorurtheil gegen ihr Judenthum überwunden. Das macht empfindlich. Giebt man nun nicht oft einem empfindlichen, aber sonst werthvollen Menschen gern nach, zumal, wenn daraus kein Schaden entsteht? Die Zionisten würden nichts von dem „jüdischen Geist“ in das deutsche Staats- und Heerleben einführen; denn diesen Geist empfinden sie als eben so unjüdisch, wie wir ihn als undeutsch empfinden. Als Menschen bilden sie, wie gesagt, an Charakter wie an Geist eine Auslese. Sie würden also keine Gemeinschaft verschlechtern, in die sie aufgenommen wür-

den. Man betrachte sie wie edle Flüchtlinge eines zerstörten Vaterlandes, so, wie man während des Zerfalls des alten Reichs, besonders aber nach 1806, im Ausland die Deutschen betrachtete. Wie viele deutsche haben damals in fremden Staaten und Heeren hohe Aemter ausgefüllt? War nicht selbst der Freiherr vom Stein im Begriff, in russische Dienste zu treten? Läßt man nicht auch heute noch in unsern Heer befreundete Ausländer zu? Natürlich würde auch hier die Zulassung von der Persönlichkeit abhängen; aber es ist nicht anzunehmen, daß die Zionisten, die überhaupt Fähigkeit und Neigung verspüren, deutsche Beamte oder Offiziere zu werden, als ungeeignet befunden werden sollten. Sie würden sicher eine werthvolle, aber an Zahl geringe Auslese darstellen.

Die dritte Gruppe, die getauften Juden, bieten eben so wenig Schwierigkeiten, wie die erste der rechtgläubigen. Sie haben überall Zutritt, falls ihre Persönlichkeit geeignet befunden wird. Dieser Einschränkung aber unterliegen auch alle Nichtjuden. Auch nichtjüdische Deutsche von gesellschaftlich unzulässiger Lebensart und Erscheinung werden es als höhere Beamte oder Offiziere nicht weit bringen.

Die große Mehrheit der deutschen Juden gehört nun aber keiner dieser drei Gruppen an, sondern man muß sie zusammenfassen unter dem Wort: die anderen. Bezeichnend ist schon, daß man keinen zutreffenden Namen für sie finden kann. Sie haben mit dem Glauben ihrer Väter längst gebrochen, das zionistische Rassenideal erscheint ihnen bald lächerlich, bald feindselig. Ohne Zweifel achten sie die christliche Sittlichkeit und deutsches Wesen. Fragt man sie aber, warum sie sich nicht taufen lassen und damit alle Schwierigkeiten lösen, so erhält man die zunächst entwaffnende Antwort: Weil wir nicht so gesinnungslos sind, um des äußeren Nutzens willen ein fremdes Bekenntniß anzunehmen. Dadurch erscheint nun das Problem zunächst unlösbar, da man eben so sehr diesen Standpunkt achten zu müssen glaubt, wie man verhindern muß, daß Menschen deutsche Staats- und Militärhoheit ausüben, die sich nur bedingt zu unserer Art und zu unserem Glauben bekennen. Hier giebt es keinen Ausweg, wenn man nicht die Selbsttäuschung erkennt, die in solcher Gesinnungsstärke liegt. Es ist ganz gewiß aller Ehren werth, daß ein erwachsener Jude sich vor der Komödie einer Taufe scheut, bei der nicht sein Herz ist. Ja, es liegt sogar eine gewisse Hochachtung vor unserem Sakrament in der Weigerung des Juden, es gedankenlos als reine Form zu vollziehen. Ganz anders aber liegt die Frage, ob er seine Kinder durch die Taufe in die Staatsreligion aufnehmen soll oder nicht, da das Kind ja selbst noch keinen Glauben haben kann. Von den Eltern aber wird ein solches Bekenntniß gar nicht verlangt. Der gebildete Stadtjude steht heute meist dem Christenthum gegenüber auf dem selben Standpunkt wie eine große Anzahl gebildeter Christen. Auch sie gehen nicht in die Kirche, haben aber eine tiefe Achtung vor dem Geist des Christenthums und können daher ohne jede Gewissenverwirrung ihre Kinder durch

die Taufe in die Kirche aufnehmen lassen. Durch den Religion- und Konfirmationunterricht wird ihnen später der Inhalt der christlichen Religion vermittelt; und dann mögen sie selbst sehen, welche Stellung sie zu ihr einnehmen werden, ob eine kirchlich gebundene oder eine freie. Jedenfalls aber muß dem Kind Gelegenheit gegeben werden, die Grundlagen dieser Religion genau kennen zu lernen. Was würde nun von den jüdischen, aber nicht mehr an ihrem Glauben hängenden Eltern verlangt, als Das, was so viele nicht mehr kirchengläubige christliche Eltern thun, indem sie ihre Kinder durch die Taufe in die Staatsreligion aufnehmen lassen? Da antworten denn die Juden: „Nie und nimmermehr werden wir der Ueberlieferung unserer Vorfahren untreu. Wir sind Juden und wollen es bleiben.“ Gerade der Deutsche achtet einen solchen Standpunkt und hat darauf nichts zu erwidern. Aber man frage noch einmal, was denn die weber rechtgläubigen noch zionistischen Juden unter der Ueberlieferung ihrer Vorfahren verstehen; bald kommt man dann bei näher Prüfung dazu, daß es eigentlich gar nichts mehr ist als das Wort: Jude. Sie täuschen sich selbst, wenn sie meinen, daß, was sie so hartnäckig festhalten, noch irgendeinen solcher Hartnäckigkeit würdigen Inhalt habe. Daß sie von Juden abstammen, ist nicht bedeutsamer, als daß mancher gute Deutsche englische oder französische Ahnen hat. Er wird sich ihrer gern als einer Besonderheit erinnern, aber nur ganz verwirrte Menschen werden auf Grund solcher Abstammung, etwa in Kriegszeiten, behaupten, sie könnten ihr Franzosen- oder Engländerthum nicht ganz aufgeben und einem Krieg gegen Franzosen und Engländer ihres Blutes wegen nur bedingt zustimmen. Wie viele Offiziere mit französischem Namen hat das deutsche, wie viele mit deutschen Namen das französische und das russische Heer aufzuweisen! Jene Juden nun, die von dem Judenthum nichts Anderes mehr bewahren als den Namen und das Gedächtniß an ihre Vorfahren, befinden sich in einer verderblichen Selbsttäuschung, wenn sie deshalb ihre Kinder nicht taufen lassen wollen. Ihr Judenthum ist nur eine Erinnerung, die ihre Nachkommen als etwas Ehrwürdiges pflegen können, auch wenn sie getauft sind. Dadurch stehen sie in vollkommenem Gegensatz zu den rechtgläubigen und den zionistischen Juden, für die das Judenthum mehr ist als ein Name.

Die Judenfeinde werden behaupten, daß diese Juden doch mehr als der bloße Name vom deutschen Wesen trennt, nämlich der gefährliche „jüdische Geist“, der durch die Taufe nicht beseitigt wird. Ich stimme mit den Zionisten darin überein, daß es heute eine Art jüdischen Geistes giebt, der mit der Rasse nichts zu thun hat; ich widerspreche aber Judenfeinden wie Zionisten in Allem, was sie über die körperliche Rasse an sich Böses oder Gutes sagen, vielmehr glaube ich an einen bestimmten Rassegeist, der sich längst von seiner körperlichen Unterlage befreit hat. Wie viele heute lebende Deutschen sind noch Germanen, haben überhaupt noch germanisches Blut? Eben so frag-

sich ist, ob den europäischen Juden heute wirklich noch viel semitisches Blut in den Adern fließt. Trotzdem ist kein Zweifel, daß es einen deutschen und einen jüdischen Rassegeist giebt, der sich auch körperlich ausdrückt. Was einen deutschen von einem französischen oder englischen Jungen unterscheidet, sind Züge, die schon Tacitus bei den alten Germanen festgestellt hat. Eben so giebt es einen jüdischen Rassegeist, der sich in Moses und Jesajas, in Salomon und Jesus Sirach, in Jehuda ben Halevi und Spinoza ausgedrückt hat, und ferner giebt es den entarteten Geist des jüdischen Großstadtmenschen, wie er in einem Theil unserer Presse, unserer Bühnen und in den gesellschaftlichen Gewohnheiten gewisser jüdischer Emportömmungsschichten unverkennbar ist.

Der Rassegeist ist gewiß aus einer bestimmten körperlichen Rassegemeinschaft einmal entstanden, aber er gebärt sich fort und fort, unterwirft sich angegliederte Menschen anderer Rassen und überlebt noch, wenn von der Urrasse nur noch wenig Blut, vielleicht gar keins mehr vorhanden ist. Die Taufe selbst vermag natürlich an sich den christlich-germanischen Rassegeist nicht zu übertragen. Wer aber durch sie eng und eindeutig der christlich-germanischen Gemeinschaft eingefügt ist, wird dadurch der steten Einwirkung und schließlich der Unterwerfung durch jenen Rassegeist ausgesetzt. So ist es möglich, daß es sehr viele Juden giebt, die gar nichts von dem jüdischen Geist, weder dem echten noch dem entarteten, in sich haben, sondern durchaus wie Deutsche leben, lieben und urtheilen. Der getaufte Jude ist in die Gemeinschaft aufgenommen und dadurch der gefährlichen Zweifelt des nicht getauften deutschen Juden entzogen, der weder ganz Jude noch ganz Deutscher sein kann. Und damit kommen wir zu Dem, was der knischachtete jüdische Geist eigentlich ist, in dem die Zionisten mit Recht eine Entartung sehen.

Man behauptet, der Jude könne so, aber auch anders handeln; niemals liege eine überzeugende Nothwendigkeit in ihm und deshalb könne er niemals herrschen. Man lasse sich einmal von Juden ihre Kindheitsgeschichte erzählen. Das jüdische Kind ist zunächst genau so unbefangen wie jedes andere; aber sehr bald erfährt es, daß mit ihm irgendetwas anders ist. Es ist wohl deutsch, wie die übrigen, aber es ist auch jüdisch. Was aber dieses Jüdische ist, kann ihm zunächst kein Mensch sagen; denn einen Inhalt hat, wie gesagt, das Wort nicht mehr; jüdische Großstadtkinder werden darum selten im jüdischen Glauben erzogen, und wenn, dann auch wieder mit Einschränkungen und Bedingungen. Muß dadurch die kindliche Seele nicht verwirrt werden? Dann erleben sie die Judenfeindschaft der Schulkameraden, die ungerecht, aber begreiflich ist: weil sich die nichtjüdischen Kinder auch keine rechte Vorstellung davon machen, was denn jenes Judenthum eigentlich ist, da es ja für seine eigenen Vertreter gar keinen greifbaren, zu verteidigenden Inhalt mehr besitzt. Dazu kommen persönliche Empfindungen. Die jüdischen Kinder sind begabt und fassen

schnell auf; Das ärgert die anderen. Dafür werden die jüdischen Kinder sonst wieder nicht ganz voll genommen: Das macht sie überempfindlich. Der jüdischen Kindesseele ist eine Aufgabe aufgebürdet, die kein Kind zu lösen vermag; daraus entsteht das Uneinheitsliche, Schwankende, Nervenschwache des späteren Menschen, dem man vor allen Dingen mangelnde Echtheit vorwirft, so sehr man sich immer wieder im Einzelnen von seinen Vorzügen überzeugen läßt. So lange daher jene Zweifelhait bestehen bleibt, die das jüdische Kind meist schon mit vier bis fünf Jahren zu fühlen beginnt, wird jene gebrochene Halbhait des jüdischen Menschen bestehen bleiben, die kein volles Vertrauen erweckt und die der Jude selbst nur zu gut kennt und verspottet. Es ist bekannt, daß die berühmten jüdischen Witze nicht Erfindung feindlicher Nichtjuden sind, sondern von den Juden selbst geschaffen werden. Noch niemals hat ein Nichtjude einen jüdischen Witz gemacht, und nur wenige Nichtjuden vermögen jüdische Witze in ihrer ganzen, oft tragischen Tiefe zu verstehen; denn die jüdische Zweideutigkeit, so komisch sie nach außen wirkt, in der Tiefe ist sie eine furchtbare Tragik. Sie kann niemals dadurch beseitigt werden, daß man Menschen mit diesem inneren Bruch so behandelt, als hätten sie ihn nicht, ihnen also Staats- und Militärhoheit überträgt. Die Folge wäre nur, daß die westlichen Ideale einer schollenlosen Menschheitverbrüderung auch bei uns immer mehr Eingang fänden und unser Gemeinschaftswesen zerfehten; denn Niemand wird leugnen, daß die politischen und sozialen Ansichten jener eben geschilderten, innerlich zerrissenen Juden die Gedanken von 1789 sind, die an die Stelle festverwurzelter, selbstbewußter und eindeutig gerichteter Völker die Zerschandenheit allgemeiner Menschheitsideale setzen wollen. Begreiflich ist, daß ein schollenloses Volk wie die Juden zu Trägern solcher Gedanken werden konnte; denn wenn nur noch die Menschheit, nicht mehr das Volk gelten soll, dann brauchen die Juden nicht länger um ihre verlorene Volkshait zu trauern. So lange sich die Judenfeindschaft gegen das zerfehende Judenthum wendet, kann man ihr nicht widersprechen. Ganz anders aber, wenn die Juden völkisch werden wollen, wenn sie sich als Zionisten auf ihr eigenes Volksthum besinnen oder sich für das christlich-germanische Volksthum entscheiden und ohne irgendwelche Vorbehalte sich zu seinem Geist und zu seinen Formen bekehren. Das geschieht, wie gesagt, nicht allein durch die Taufe; aber die Taufe ist ein Sinnbild der Willensrichtung. Wer sein Judenthum nur benutzt, um jüdische Witze darüber zu machen, seine deutsche Staatsangehörigkeit, um gute Geschäfte abzuschließen, und seine deutsche Bildung, um durch Sophismen deutsche Art und deutsche Staatsformen zu entwerthen und zu untergraben, Der mag wohl in einem so starken Volk wie dem deutschen geduldet sein, aber Staats- und Militärhoheit darf er nicht ausüben. Zahllose unter ihnen sind freilich anständige und die meisten in ihrer Arbeit nützliche Menschen. Mit vielen von ihnen ist gesellschaftlicher Verkehr und Freundschaft

vorbehaltlos möglich; wer aber einen Begriff davon hat, was der Kameradschaftsgeist unseres Offiziercorps ist, Der weiß, daß ihre Aufnahme trotz ihren auch von vielen Offizieren anerkannten Vorzügen nicht durchführbar ist. Das Wesen des Kameradschaftsgeistes unter unseren Offizieren ist eine gewisse Einheitlichkeit des Fühlens und Werthens. Die aber fehlt gerade jenem innerlich getheilten Juden durchaus; manchmal, weil er darüber steht und deshalb die Welt vielfältiger sehen muß; denn der Bruch, den das jüdische Kind bereits in seiner Seele fühlt, kann bei einzelnen Persönlichkeiten zu einer Hochsteigerung des geistigen Lebens führen. Mag nun dieser Jude durch seine innere Zweifelheit unter oder über der eindeutigen Weise unserer Offiziere stehen: er wäre unter ihnen (Das sei ohne jede Werthung gesagt) ein Fremdkörper.

Die Juden könnten etwas Entgegenkommen zeigen. Alle Achtung vor denen, die sich nicht taufen lassen wollen, weil sie, ohne zu glauben, kein Glaubensbekenntniß aussprechen wollen. Wenn sie aber ihre Kinder taufen ließen, thäten sie nichts Anderes als nichtjüdische Eltern, die selbst den Kirchenglauben aufgegeben haben, aber ihre Kinder in der Staatsreligion erziehen lassen, bis diese Kinder sich später selbst ein Urtheil bilden können.

„Die Abgeschlossenheit der jüdischen Rasse“, sagt Disraeli in der Lebensgeschichte Lord Bentincks, „ist der deutlichste Ausdruck gegen die Lehre von der Gleichheit aller Menschen.“ Die Glieder einer Rasse, die Familie, Religion und Eigenthum hochhält, kann nur der Mangel an Entwurzelungsmöglichkeit mit Umsturzswünschen erfüllen. In England gehören die meisten Juden der konservativen Partei an. Wo sie Minister geworden sind, haben sie, wie in Italien, sich oft als verständnißvolle Erhalter, selten als verwirrte Träumer oder Auflöser gezeigt. Die Juden sind durch Charakter und Uebertreibung geneigt, eine konservative Gesellschaftsicht zu sein. Der hohe Grad ihrer geistigen Eigenschaften ist vielleicht nicht zum Mindesten gerade ihrer Abschließung zu verdanken. Wenn sie aus ihrer Sonderstellung, die Leben irgendwie ungewöhnlich macht, herausgetreten sind, werden sie vielleicht eben so alltätig wie die Durchschnittsmenschen ihrer Wirthsvölker. Die Sephardim, die an der Blüthe und dem Niedergang ihrer Wirthsvölker unbehelligt theilgenommen haben, scheinen heute geistig so erschöpft wie die Westeuropäer. Die Kraft der Rasse zeigt sich noch in den Askenasim, die, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ins Ghetto gesperrt, sich plötzlich regen durften und danach eine Fülle bedeutender jüdischer Männer mit deutsch klingenden Namen über die Welt sandten. Zu dem Ansehen, das deutsche Arbeit, geistige und stoffliche, in der Welt genießt, haben die Juden redlich mitgewirkt. Warum nicht den eingewurzelten freiwillig einen Antheil an der Regierung und Verwaltung gönnen, ehe sie ihn durch die Erzwingung des Parlamentarismus auch für die unerwünschten durchsehen?

Oskar A. S. Schmidt.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1914 = 11,325 Badegäste und 2,181,681 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Julius Berger Tiefbau-Aktiengesellschaft.

Die Auszahlung der für 1915 für die Aktien Nr. 1—4000 auf 10 pCt. festgesetzten Dividende erfolgt **sofort** in **Berlin** bei der **Gesellschaftskasse**, der **Deutschen Bank** und den Herren **Georg Fromberg & Co.**, in **Bromberg** bei Herrn **M. Stadthagen**, in **Hildesheim** bei der **Hildesheimer Bank** gegen Einreichung des Dividendenscheines pro 1915.

Berlin, den 27. Mai 1916.

Julius Berger Tiefbau-Aktiengesellschaft.

Magdeburger Rennverein. Für den ersten Magdeburger Renntag, welcher vom 21. Mai auf Sonntag, den 4. Juni, verlegt ist, sind zum Nennungsschluss am 16. Mai die Nennungen zahlreich eingelaufen. Das **Eröffnungs-Jagdrennen** weist allein 37 Unterschriften auf. Im **Herronkrug-Jagdrennen** sind 21, **Elbe-Jagdrennen** 17, **Doppelgänger-Jagdrennen** 16 und **Durchgänger-Flachrennen** 17 Pferde eingetragen, während im **Ausgleich-Jagdrennen** 13 Pferde die Gewichte angenommen haben. Für das **Wiederssehen-Jagdrennen** sind die Nennungen am 23. Mai zu erwarten. Dieses Rennen hat noch eine vorteilhafte Neuierung dadurch erfahren, dass in diesem Rennen nur Pferde laufen können, welche sich im Besitze von aktiven und Reserve-Offizieren der deutschen und verbündeten Armeen befinden, welche in Feindesland an der Front stehen. Die hierdurch in gewissem Sinne zum Ausdruck kommende Bevorzugung der im Inlande befindlichen Offiziers-Rennpferde dürfte dem allgemeineren Anschauungen entsprechen.

Dr. Möllers Sanatorium, in wundervoller Lage von Loschwitz, dem bekannten Villenort von Dresden, gelegen, mit Blick auf das Elbthal, hat auch in diesem Jahre seine Pforten für chronisch Kranke und Erholungsbedürftige geöffnet. Die individuell gehandhabten Diäten, darunter auch die zwar entbehrungsreiche, aber dafür auch in eingewurzelten Krankheitsfällen Erfolg versprechende Schrothsche Kurmethode haben den Ruf der Anstalt begründet. Für den weniger Begüterten ist durch eine besondere, von einem grossen Parke umgebene Zweiganstalt gesorgt, wo sich die Tagesausgaben für eine wirkungsvolle Kur auf 6—8 Mark belaufen. Ueber die Einzelheiten gibt der kostenfrei versandte Prospekt Auskunft.

Nachlässe Adolf Eberle, Josef Willroder usw. Am 6. Juni 1916 gelangen in der Galerie Helbing, München, Wagnmüllerstrasse 15, die oben erwähnten Nachlässe sowie Gemälde aus Privatbesitz zur Versteigerung. — Mit Adolf Eberle und Josef Willroder sind zwei Künstler der alten Münchner Garde dahingegangen, deren Arbeiten sich allseitiger Beliebtheit erfreuten. — Adolf Eberle befasste sich mit der Schilderung der Sitten und Gebräuche des Volkes des bayerischen Alpenlandes. Erschöpfte seine Motive direkt aus dem Leben dieser ursprünglichen Bevölkerung, mit der er mehr wie ein Menschensohn in innigster Berührung stand und die in aller ihrer Eigenheit kennen lernte und daher auch in ungezwungener Weise zu schildern wusste. Seine Bilder aus dem Jägerleben, Förster mit ausgegrabenen jungen Füchsen oder mit dem erlegten stättlichen Becherbock, das dralle Försterdöchterchen mit dem Wurf junger Hunde, werden wohl in aller Erinnerung sein. — Josef Willroder war einer der berufensten Schilderer der deutschen Landschaft, auch ihm war, gleich seinem im Tode vorausgegangenen Bruder Ludwig, das Mal ein Lebensbedürfnis. Sich so ganz in die Einzelheiten der Natur, ihrer verschiedenen Tages- und Jahresstimmungen vertiefen zu können, war sein grösstes Vergnügen. — In beiden Fällen ist die Kunst der Landschaftsmalerei zu einem hohen Grade erreicht. — Die Arbeiten der vorgenannten Künstler können verglichen zu können. — Ausser den Arbeiten der vorgenannten Künstler weist der Katalog noch nachstehende Namen auf: Jul. Adam, H. Baier, Tina Blau, A. Bräth, F. v. Deggner, W. v. Dietz, K. Ebert, J. G. v. Edlinger, E. v. Gebhardt, H. Kaufmann, A. v. Keller, F. v. Lenbach, A. Lier, C. Marko, G. v. Max, A. Obermüller, K. Raupp, J. v. Schraudolph, O. Seitz, C. Spitzweg, J. Wopfer, B. Zimmermann, H. v. Zügel usw. Der Katalog mit 8 Lichtdrucktafeln ist durch die Fa. Hugo Helbing zum Preise von M. 2.— zu beziehen.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Fürstenhof Carlton-Hotel — Frankfurt a. M. —

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!

Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! AQUARIUM mit Terrarium u. Insektarium.

Dr. Möller's
Sanatorium
Dresden-Gohlis

Diätet. Kur nach
Schroth

herstliche Lage
Wirksamkeit
chron. Krankh.
Preis 3 Mk. 50 Pf.

Abteilung f. Mineralbäder: pro Tag 3 Mk. 50 Pf.

Dr. Bruhn's Wäsche

geruchl., unschädl.
Engelforschung
Pulv. für Hand. 1 M. Parus, Hamburg 36 a.

Einzig in feiner Art

Wagner's Saar-Kiesling

Centralverkaufsstelle für Deutschland: Berlin W.30.

Berliner Spediteur-Verein**Aktien-Gesellschaft.**

Bilanz am 31. Dezember 1915.

Aktiva.		M.	pf.
Grundstücke-Konto	Landsitzer	541 548	05
Strasse 41		77 901	59
Grundstücke-Konto	Steglitz	8 250	87
Kassa-Konto		908 558	50
Effekten-Konto		820	30
Wechsel-Konto		2 035	15
Effekten-Zinsen-Konto		38 471	77
Futter-Konto		643 618	72
Konto-Korrent-Konto		93 711	—
Pferde-Konto		10 000	—
Fuhrwerks-Konto		3 000	—
Wagenplan-Konto		1 924	—
Materialien-Konto		1	—
Utensilien-Konto		1	—
Maschinen-Konto		1	—
Drucksachen-Konto		1	—
Güterschuppen-Konto		44 000	—
Spedition-Konto		2 137	21
Kaut.-Effekt.-Konto	34 900,—	—	—
		2 376 088	21
Passiva.		M.	pf.
Stamm-Aktien-Kapital		478 200	—
Vorzugs-Aktien-Kapital		1 050 000	—
Reserve-Fonds-Konto		155 820	—
Spezial-Reserve-Fonds-Konto		70 000	—
Kriegs-Reserve-Fonds-Konto		100 000	—
Pferde-Reserve-Konto		—	—
Hypotheken-Konto		300 000	—
Dividenden-Konto		474	—
Konto-Korrent-Konto		159 887	90
Kautions-Konto	34 300,—	—	—
Unfall-Versich.-Prämien-Konto		10 000	—
Gewinn- und Verlust-Konto		11 706	39
		2 376 088	21

*In
einem Götteran
erfolgt man Hallung
durch die
Woffische
Zeitung
Berlin SW 68, Villhainstraße*

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Diabetylin

neuest., ärztlich bevorzugtes Mittel geg.

Zuckerkrankheit

L. Apotheke, erhältlich, Prosp. kostenfr. d.

Diabetylin-Gesellschaft m. b. H.

Berlin - Steglitz 3.

Sonntag, den 4. Juni, nachm. 3 $\frac{1}{2}$ Uhr**Rennen zu Magdeburg****6 Hindernis-,****1 Flachrennen****Totalisatorbetrieb**

Wettannahme in Magdeburg, Breiteweg 41, Fern-
ruf 5468, sowie in allen Wettannahmestellen der
: : Rennvereine Deutschlands : :

Goldsammlung auf dem Rennplatz. Für je 20 Mk. Gold Frei-
karte 1. Platz oder 2 Mk. Vergütung auf höhere Plätze

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

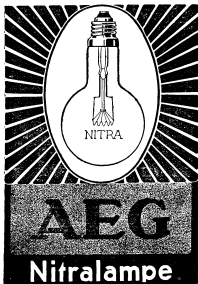
**Breslau Düsseldorf Frankfurt a.M. Halle a.S. Ham-
burg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden**

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte



Rennen zu Hoppegarten

Frühjahrs-Rennen

Sechster Tag

Sonntag, den 4. Juni, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Union-Rennen

Preise 40 000 M.

Siebenter Tag

Montag, den 5. Juni, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Preis der Diana

Preise 26 000 M.

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an
den Anschlagssäulen

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 14,—
do. II. „	12,—
Ein I. Platz Herren	10,—
do. Damen	6,—
Ein Sattelplatz Herren	8,—
do. Damen	4,—
Sattelplatz Herren	4,—
do. Damen	3,—
Ein dritter Platz	1,50
Kinderkarten	1,—

Alleinige Anzeigen-Annahme der wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Denkt an uns! Sendet
Galem Aleifum Galem Gold
 (Fahlermundstüch) **Zigaretten** (Goldmundstüch)

Willkommenste Liebesgabe!



Von Ruinen beschossene
 die neue Autopatrulle

Preis: N^o 3% 4 5 6 8 10
 5% 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stück

Orient. Tabak- u. Zigarettenfabr. Veridoe, Dresden
 Joh. Hugo Zelt, Bottelersant S.M. d. Künigs v. Sachsen

20 Stück feldpostmässig verpackt **portofrei!**
 50 Stück feldpostmässig verpackt **10 Pf. Porto!**



Trustfrei!



**Salamander
 Stiefel**



Die deutsche
Weltmarke!

